Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 21 (1917)

Artikel: Nikolaus von der Flüe (1417-1487) [Fortsetzung]
Autor: Federer, Heinrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575143

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Nikolaus von der Flüe (1417–1487).

Gedanken und Studien zum 21. März 1917. Von Heinrich Federer, Zürich.

(Fortsetzung). Nachdruck verboten.

Die schwere Stunde.

Wir sind an der Weltuhr vorgelaufen, kehren wir zum bescheidenen Dorfzeiger von Sachseln zurück.

Niklaus von Flüe hatte also klug und tapfer fünfzig Jahre einer weltlichen Arbeitsfröhlichkeit gehuldigt. Das war der notwendige Tribut an die eine, realpolitische, dinghafte, echt obwaldnerische Anlage in ihm gewesen. Er hatte diesen Beruf allerdings, seinem außerordentlichen Ethos entsprechend, über alles landläufige Maß hinaus vertieft, die gewöhnliche Pfiffigkeit und Geschäftigkeit seiner Rasse gewissermaßen schon in den Heiligenschein eines reinen, genialen Menschen gestellt.

Dabei ist aber seine andere Anlage, die nach innen ging, die weltflüchtige, erdabstreifende, mystische, die Gott und alles in Gott suchende, nicht eingeschlafen. In der Phantasie und Gefühlhaftigkeit der Kinderjahre hatte er sie besonders stark und trotz einem noch so berechnungslosen, unlogischen Alter merkwürdig klar und geschlossen empfunden. Das Sachsler Kirchenbuch von 1488 sagt: „Aerni Rorer von vnderwalden ob dem wald achtzig Jar alt oder daby ... hat geredt: ſvnd wann ſye ye vom acher oder andern werchen heim kement. So schybe ſych bruder Claus alwegen allein hinder ein Gaden oder ſust ein andre einigkeyt. Da bettete er vnd lieſſe jnn vnd ander knaben louffen war ſy wollten" ...„Ein eynig weſen gehept vnd allzyt geſucht ..." heißt es vielmal in jenen Papieren vom jungen von Flüe, das will sagen, ein gesammeltes, für sich beschlossenes, einsames, zielbewußtes Wesen. Seinem Kameraden Aerni Anderhalden hat er erzählt, und so steht es von 1488 her im obigen Kirchenbuch: „Da Er xVI jar alt were. Säche Er ein hochen hüpſchen turn an der ſtatt da yetzt ſin hüſſlin vnd Cappell ſtande. Darumb ſo ſye er allwegen," erklärt nun mehr der Zeuge als der von Flüe hinzu, „von jugent uff in willen geweſen ein einig weſen zuo ſuchen als er ouch getan ..."

Dieser geistliche Hang hatte sich bei Niklaus dann in die Jahre der Mannbarkeit hinein wohl noch bestimmter entwickelt, war aber damals eher als ein Zwiespalt in der übrigen Anlage empfunden und vom Andrang aller äußern Lebens- und Arbeitsfülle schließlich, wenn auch mit Kämpfen und Widerständen, in den Hintergrund gedrängt worden. Aber sein seltsamer Zauber ließ ihn auch als glücklichen Vater und Eheherrn, als Landwirt und Amtmann nie los. Wie ein goldener Schatten ging die Sehnsucht nach Verinnerlichung mit ihm durch das oft so spröde, nüchterne Tagwerk und half es verschönern. Man vergesse nicht, daß die Mystik mit einem letzten starken Schwung durch jene erste Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts ging. Wir erkennen ihn an einer Menge ähnlicher, auf reineres Gottesgefühl und Selbstaufgabe zielender Vorstellungen, Bilder, Gebete, Visionen, die durch die deutschen Gaue oft im selben Wortlaut gehen, und an der Leichtigkeit, womit das große Volk damals sich oft tiefspekulative Dinge bildlich vorstellen und außergewöhnlichen Symbolen sofort eine überraschend schöne und einfache Auslegung geben kann, wie von jenem einsamen, schlanken Turm als einem unabhängigen, in sich gefesteten, zielscharf aus der Niederung der Welt zum Göttlichen strebenden Leben.

Niklausens ungewöhnlicher Durst, Gott zu erkennen und an sich soweit wie menschenmöglich zu erfahren, was man kurzweg eben Mystik nennen darf, garantierte ihm auch am besten im Weltleben für ein liebevolles, reines, heiliges, dem Evangelium entsprechendes Wirken als Laie unter Laien. Dem ist es ohne Zweifel zuzuschreiben, daß seine Weltlichkeit nie auf die Linie der Mittelmäßigkeit fällt, nie in der bloßen Utilität und gemeinen leiblichen Genügsamkeit ausruht, sondern immer auf eine höhere Justitia und Caritas in allem abzielt. Dieser religiöse Zug in ihm hat ihn gedankenschwer, ernst und wortarm nach außen, aber auch früh dem Leichtsinn unbeliebt, dem Egoismus und der Unehrlichkeit verhaßt und der gebür-

steten Korrektheit gegenüber mindestens recht verdächtig gemacht. Einem Teil des damaligen Klerus mußte dieser Laie mit soviel echter Geistlichkeit zum vorneherein ein heimlicher Anstoß sein. Wie kommt es, daß die zwei einzigen, namentlich beurkundeten Amtshandlungen von Flües — ob mit Recht oder Unrecht — gegen priesterliche Ansprüche gehen? Daß Pfarrer Burkler, der doch durch Niklausens wichtigste Zeit vierundzwanzig Jahre lang in Sachseln amtierte, nie ein Wort über sein wundervolles Pfarrkind verliert? Auch der Nachfolger Walter Töb nicht anders als wegen des Opfers an „bruder kläs grab"? Daß kein Sarner Pfarrer etwas hinterläßt, nicht einmal nach dem großen Brande 1468, wo man dem Eremiten die Rettung vor gänzlicher Einäscherung zuschrieb? Nur Isner von Kerns, der Ranftkaplan Bachtaler und der Luzerner Heini am Grund*) werden in Niklausens Umgang erwähnt. Hat wohl der Laie von Flüe, der ein so tiefer Priester im Geiste war, viele damalige Priester, die so tiefe Laien im Geiste waren, durch sein Wort und Exempel von sich weggeschreckt? Wer löst das Rätsel?

Je weniger sich nun Niklausens Erwartungen vom öffentlichen Wirken erfüllten, je unbefriedigender ihm die Politik und je einflußloser er sich dabei vorkam, umso stärker erwachte naturgemäß in ihm wieder das Kindesheimweh nach Einsamkeit und einem Frieden, den weder kleine Interessen, noch Zweideutigkeiten und Halbheiten mehr stören können. Es zieht ihn immer gewaltiger zum Urberuf seiner Natur: ganz frei und fern von den Menschen, ganz nah und verknüpft mit Gott zu werden. Ab und zu fürchtet er bereits, diesen besondern Ruf durch längeres Zögern zu verlieren. Viele Visionen, in die er oft mitten in der einsamen Arbeit auf seinen Bergwiesen oder wenn er sich nachdenklich in den Ranft geflüchtet hat, mit hinreißender Bilderkraft gerät, verraten solche heimliche Befürchtungen. Es ist kein Dogma, diesen Legenden buchstäblich zu glauben. Sie stammen nicht unmittelbar aus Bruderklausens Mund. Manches in den Zeugschaften berührt sehr bald wie Zutat, Zier, Ausmalerei und unbewußt vergrößernde Mache, an die der begeisterte Berichterstatter freilich heilig glaubt, da er sie aus dem unbestimmbaren, aber starken Volksgerücht holte. Ich wiederhole, respektiere jeder des andern ehrliche Ueberzeugung! Aber wenn der Teufel den noch unentschiedenen von Flüe in Dornstauden schmeißt, derselbe Teufel, der später neben dem Eremiten als einäugiger, großer, schwarzer Hund kraftlos einhertrottet oder in theatralischer Ohnmacht nur noch sein Häuschen schüttelt, „als sollt das ganz Gebüw ze boden gestürzt werden", oder auch als Kaufmann mit Gurt und Geldkatze oder „jn eines edelsmans gestalt in kostlichen beschlagenen kleydern wolberytten" sich vorstellt, aber vom witzigen Bruderklaus eine feine Abfuhr erleidet oder wieder, wenn Niklaus beim Viehhüten aus dem Munde eine schneeblanke Lilie gen Himmel wachsen sieht, und da kommt so eine materielle Unterwaldnerkuh, die nur ans Futter denkt, und frißt die ideale Blume weg, oder wenn er einen Palast erblickt mit feinen singenden Stimmen aus der Halle und einem dort entquellenden Wunderbächlein von unvermischtem Wein, Oel und Honig, wovon ein Trunk jeden erquicken und beseligen müßte, aber doch kommt niemand, trinkt niemand, vor lauter blinder Werktagshetze auf allen Feldern ringsum, und bleibt darum auch ungenährt, müd und unerleuchtet: so weisen alle diese Gesichte, gar warm und naiv im vierhundertjährigen Obwaldnerdeutsch erzählt, auf das stetig wachsende Bedürfnis Bruderklausens nach einem weniger irdischen, geistlichern Leben. Der Frage ist bald nicht mehr auszuweichen: Darf ich dem Winde Gottes länger widerstehen, der mich so scharf am Schopfe faßt?

Die Gattin, eine tüchtige Sarnerin aus der Schwändi, wo die Obwaldnerrasse noch besonders scharf den Berg hinauf haust, schafft, singt, fröhlich und frech ist, Dorothea Wiß hat ihrem Niklaus wohl eher zum Nein, die aus Mystikergegend stammende Mutter Hemma wohl immer eher zu einem tapfern Ja geraten. Wer weiß, was zwischen diesen zwei schlichten,

*) Am Grund muß ein besonders tiefer, religiös reicher und weiser Priester gewesen sein, dessen nähere Beziehungen und Einwirkungen auf Bruderklaus zu kennen, von großem Werte wäre.

aber kraftvollen Unterwaldner Bäuerinnen für ein stiller Kampf um Niklausens Seele ging und wieviel am steten Aufschub oder am endlichen Entscheid diesen Frauen zu Last und Lohn fällt! Nicht nur aus von Flües bisherigem Wesen und Wirken, sondern auch aus seiner herzlichen Liebe zu Frau und Kindern, die ihn in die tiefste Einsiedelei begleitet und noch von dort aus für die Familie, die Versorgung der Jüngern, die Erziehung und Studien des kleinsten Knaben die Hauptsache ordnen läßt, weist sich der leichtfertige, immer wiederholte und von einem so geringen Einfühlen in die Größe dieses Mannes zeugende Tadel von selbst ab, als wäre Niklaus lediglich einer religiösen Schrulle oder einer egoistischen schwärmerischen Absonderlichkeit zulieb in die Einsamkeit gezogen. Es war ein zweites, notwendiges Leben, gesät mit dem ersten, weltlichen; aber davon zeitweilig überwuchert und gehemmt, mußte er dieses zuerst übersommern und welken lassen, bevor auch der zweite, tiefere Same aufschießen und blühen konnte.

Es kam schon länger vor, daß Niklaus nachts, nur mit Wissen seiner Frau, heimlich aufstand und in das nahe wilde Ranfttobel ging. Der älteste Sohn Johannes hat es aber oft bemerkt und bezeugt schließlich sogar 1488: „Alle nacht wan er ye erwachet, So hörtte er das sin vatter wider vffgestanden was jn der stuben by dem offen vnd bettet byß er in den Raufft gieng."

Im Gespräch des Eremiten mit einem Pilger um 1469 kommt nun die merkwürdige Stelle vor, wo Niklaus erklärt, nach und nach in eine heillose Unruhe über Tag und Nacht geraten zu sein, sodaß ihm selbst Frau und Kind lästig waren. Da habe er denn auf guten Rat — wohl von Isner oder am Grund — mit der innigen Betrachtung des Leidens Christi begonnen, täglich, in regelrechter Einteilung der Zeit, und hiebei gleich Erquickung gefunden. Ich betone gerade bei dieser Gelegenheit, daß die letzten Kapitel der Evangelisten mit der ergreifenden Tragödie Christi in der religiösen Krisis vieler historischer Persönlichkeiten, eines Franz von Assisi, Ignaz Loyola, Johannes Gualbert eine entscheidende Rolle spielten, was psychologisch nicht wundernehmen kann.

Was Niklaus da erzählt, muß etwa 1465, im vollendeten Verdruß und Fiasko seines politischen Lebens, vorgekommen sein. Seine Gattin und die zwei bereits mündigen und sehr politisch veranlagten Söhne Hans und Walter konnten ein solches wirkliches Fiasko des Vaters, wie es sich ja weit mehr im Innerlichen abspielte, weder bemerken noch ordentlich begreifen, und es dünkte sie daher wohl eine Erschwerung der für sie so hübsch eingeleiteten Zukunft, wenn der Vater nun aus aller Amtlichkeit schiede, bevor sie zum Ersatz vorgerückt genug wären. Sein völliger Abschied aus der Weltlichkeit schien noch bedenklicher. Die Zeit zwischen 1465 und 1467, da Niklaus wahrscheinlich ohne Amt, sich mehr und mehr für den Eremitenberuf rüstete, mochte darnach wohl mit großen häuslichen Widerständen angefüllt sein. Diese zwei Jahre beweisen aber auch, wie langsam, bedächtig und nichts übereilend dieser zähe Obwaldner vorging, wie er dabei so gar nichts einem Ungefähr oder phantastischen Einfall überlassen mochte.

Freilich, die Diplomatie seiner Familie ließ er nicht gelten. Sein Gewissen drängte mehr und mehr zur Entscheidung. Die Unruhe wuchs. Seine Seele — da half alle sachliche Obwaldnerei nichts mehr — war wie im Fieber. Man begreift, daß er in dieser tiefen Krisis die Sinnesart daheim, so weltlich gut und recht sie war, nachgerade wie eine Feindseligkeit gegen seine höhern Absichten betrachten und das eigene Haus als gefährlicher denn ein anderes fliehen mußte.

Die Obrigkeit Obwaldens mag seinen Einsiedlergelüsten wohlgefälliger gefolgt sein. Ein Heiliger im Wald war ihr zehnmal bequemer als ein Heiliger im Rathaus! Daß dieser Waldbruder noch eine unerhört große Politik, hoch über die obwaldnerischen Ratskappen und Kirchtürme weg treiben würde, konnte ihr kleines Gesicht nicht voraussehen. Sie haben in wahrer Ehrfurcht vor seiner Heiligkeit ihm Zelle und Kapelle gebaut. Aber ein besonders boshafter Psychologe würde vielleicht in Ansehung des sonst so knapp geschnürten Kantonssäckels und der

verhältnismäßig großen und teuern Baute diese schon nach wenigen Monaten Einsiedeltums von der Obrigkeit so rüstig unterstützte feste Einrichtung des Klausners diplomatisch nicht ganz unverdächtig finden.

Niklaus von Flüe selbst ist viel zu fein und vornehm, als daß er jemand, gar seine gewiß oft in Opposition zu ihm stehenden Amtskollegen, irgendwie für die Ungenüge und Unfruchtbarkeit seiner bisherigen Politik, für den Fallit so vieler Hoffnungen oder für die bittere Gewalt, die der neue Lebensweg von ihm heischt, verantwortlich machte. Mit diplomatischer Kürze geht er über all das und seine kritischesten Tage hinweg: „Und weil ich in viele Geschäfte und weltliche Beamtungen verstrickt war, sah ich, daß ich in der Gesellschaft der Menschen dies (nämlich ein innerliches Leben) minder andächtig vollführen könnte. Und so zog ich mich oft an diesen verborgenen, nahen Ort meiner Leidensbetrachtung zurück, sodaß niemand es wußte als meine Frau ... und so verblieb ich zwei Jahre ..." (Pilgergespräch 1469*).

Aber dieses Gehaben blieb doch immer eine peinliche Halbheit. Eine ganze Natur wie Bruderklaus konnte nicht dauernd darin verharren. Indessen trug sich Dorothea mit einem zehnten Kinde! Man mag daraus ermessen, welch ein in seiner Art heldenhaftes, aber seelenspaltendes Kompromißleben der von Flüe noch um 1466 geführt hat! Er will das gesunde und getaufte Bürschchen noch sehen — es ist der 1503 verstorbene Sachslerpfarrer Klaus von Flüe — er labt sich noch ein letztes Mal an den Wiegenfreuden des Vaters, ein Vierteljahr verstreicht darüber, dann aber hält ihn nichts mehr. Am Gallustag 1467 nimmt Niklaus Abschied, nachdem er sich noch einen Pilgerrock mit Strick und Stab wie ein Heiliglandfahrer zugetan, und zieht barfuß und barhaupt, fast hätte ich gesagt wie ein Vogel, in die Weite.

Wohin? Neuere Autoren meinen ins Elsaß hinunter, weil er den Weg gegen Basel nahm. Hans von Waldheim, der im Mai 1474 bei Dorothea und dem kleinen siebenjährigen Kläusli („glych als ob her yme uß synen ougen gesneten") ein Weilchen verplaudert und vom Weib das Nähere über den Abschied vernimmt, merkt an: „Do schied sich bruder Claus mit syner frawen in ganczer Meynunge sich zcu vorenelendene unde alzo eyn walbruder von eyner heyligin stad zcu der andern zcu wandern."

Wohin, wußte Niklaus wohl selber nicht. Er meinte, es brauche die Fremde, um sein neues Heil zu schaffen. Auf dem alten Boden sei das unmöglich. Aber wie schaffen? Wo? Wohin gehen? Wahrhaft, er wußte bloß das eine: Fort! Nur keine Minute mehr von der knappen Uhr der Gotteszeit verlieren!

Das ist die tragische Stunde im Bruderklausenleben, das einzige Mal, wo der bisher so selbstgewisse, alles bedächtig abmessende Mann, dieser vorsichtige Selbstprüfer und fromme Pfiffikus rat- und hilflos dasteht, wo alle seine Obwaldnergaben der Sachlichkeit, Schlauheit, Askese gründlich versagen. Es gibt in jedem großen Leben einen solchen kritischen Augenblick, wenn der letzte Kompromiß zerflattert und die ganze Herbheit des Müssens, des absoluten Müssens, beginnt. Das kommt dann letzten Endes so blitzartig, daß die meisten Helden trotz der längsten und saubersten Vorbereitung die ersten Schritte des neuen Lebens nun doch wie im Schwindel, wie Gehversuche von Kleinkindern ausführen. Sie sind ja auch noch einmal Kinder und Neulinge des Lebens geworden! Aber Franz von Assisi, der seinem rechtheischenden Vater den letzten Fetzen der Kleidung vor die Füße wirft und aus der Nacktheit seines Ursprungs rührend aufschreit: „Nun habe ich keinen Vater mehr als den Vater unser, der du bist im Himmel..." oder der harte Cavaliere Ignacio, der in den Felsen von Manresa im Kampfe zwischen dem alten und neuen Rittertum wie ein verschütteter Riese zum Lichte stöhnt, sie ergreifen mich lange nicht so tief wie der kluge, nüchterne Bauer von Flüe am 16. Oktober 1467, da er zum ersten Mal in seinem fünfzigjährigen, schollenfesten Leben mit unsichern Schritten und ziellosen Augen über seine Wiesen hinunter in die Fremde

*) Bei Dr. Robert Durrer, Bruder Klaus S. 38 ff. wird das ganze „Gespräch" im lateinischen Original des Predigermönchs und in deutscher Uebersetzung veröffentlicht.

flüchtet. Wer denkt da nicht an einen großen Bauern, Poeten und Mystiker unserer Tage, der auch mit suchenden Blicken und wehendem Bart aus seiner Stube in den russischen Schnee hinausstürmte, um endlich den Frieden zu finden! Aber der Obwaldner war flinker, zeitiger, glücklicher als der achtzigjährige Tolstoi, der nur noch in den Tod rennen konnte. Eingeschlafen vor Liestal, träumt Niklaus, das Städtchen brenne. Wie er in der Morgenfrühe erwägt, ob das ein Zeichen zur Rückkehr sei, und darüber mit dem Bauern im nächsten Gehöfte redet, rät ihm der, lieber zu seiner Erde zurückzukehren, statt ins Ungewisse zu laufen, „daran derselb pür nit gefallens hette. Sunders im das widerriete vnd meint er soltte wider heim gan Zu den synen vnd daselbs gott dienen, das wurde gott empfengklicher sin dann vff andren frömden lütten zu ligen vnd jm rüwiger werden. Vß der vrsach das er ein eyttgnoß. Dennen aber nit yederman glich hold were ..." (Berichtet von Aerni Rorer im Sachsler Kirchenbuch 1488).

Ein rechter Bauernrat: Auf seiner Scholle leben, stark sein, sterben! Ein Bauer sagt es einem Bauern. Das schlägt ein. Jener denkt mehr an Sense und Rechen, dieser ans Ackergeräte des neuen Lebens. Warum sollte das nicht ebenso scharf und sicher werken daheim wie in der Fremde? Was man Großes und Heiliges tun soll, wird doch wahrhaft nicht erst durch die Fremde groß. Es muß es durch sich schon sein. Heim, heim!

Diese Erleuchtung scheint rasch und wuchtig eingesetzt und alle Angst vor heimatlichen Hindernissen einfach weggeblasen zu haben.

Aber es ist auch ein eidgenössischer, politischer Rat! In der Tat, die Schweizer, die gerade in diesem Herbst gegen den Schwarzwald Uebles planen, schon gar die Urschweizer, die Städtehasser, diese nicht umzubringenden Raufbolde und Händelsucher, sind im höchsten Grade da draußen unbeliebt. Das eidgenössische Blut wallt im Sachsler auf. Soll er bei den Feinden seiner Heimat die Heimat seiner Seele suchen? Ist das vernünftig? Heißt es nicht auch da: auf seiner Scholle selig werden?

Das Verwickeltste löst sich für Niklaus auf einmal vor diesem Liestaler Bauern. Wie ihm Familie, Bauerngut, Amtskollegen, nahe, fast peinlichnahe Dorf- und Kantonsbeziehungen, Argwohn, Nachbarsklatsch und alles andere, was ihm noch eben die Flucht in die Ferne unabwendbar aufdrängte, jetzt so nichtig, so gar nicht mehr hinderlich, weiß der Himmel, eher förderlich fürs Klausnertum vorkommt! Wie rüstig er sofort durchs Luzernerbiet heimschreitet! Er hat sich und seine alte heilige Gescheitheit zurückgefunden. Die Berichte mühen noch Wunder herbei, wegweisende Sterne, Geisterrufe und Aehnliches. Kann das Wunder nicht ebenso groß und schön von der Lippe jenes prächtigen Liestaler Landmanns geblüht haben?

Niklaus tastet nun wohl noch ein wenig herum, versteckt sich auf die wilde Alp Klüster oben im Melchtal, findet aber bald, daß der Ranft, sein bisheriger Zufluchtsort und sozusagen das Noviziat seines Eremitentums, nun auch für die Meisterjahre am schönsten tauge. Ein paar Schritte von seinem Hause senkt sich das Flußtobel zur schmalen Sohle. Da, in halber, tannenblauer Höhe, wird ihm schon 1468 die heutige Kapelle mit angelehnter Klausnerei errichtet, wobei er sicher wacker mitgezimmert hat. Und hier nun verrinnen die letzten, die großen zwanzig Jahre des Seltsamen.

Das Ranfttobel hat sich bis auf unsern Tag nicht stark verändert. Es wird im nordwestlichen, minder steilen Zugang ein wenig abgeholzt worden sein. Aber noch immer macht es auf den ahnungslosen Pilger einen überraschend wilden Eindruck, wenn er aus den Obstbäumen des Flüelihanges mit seiner milden, stillen, leisträumerischen Aussicht über das Obwaldnertal und seinen See hinunter plötzlich in dieses enge Gebirgsloch sinkt, wo alle Weite und Holdseligkeit der Menschenlande von der Wildnis spurlos aufgeschluckt erscheint. Die Melchaa kommt aus einer engen schwarzen Klamm hervor, läuft einige Minuten breiter durch die Berglichtung des Ranft und verschlüpft sich wieder in einer noch engern Klamm. Das rechte Ufer gegenüber der Einsiedelei steigt gewaltig jäh in Runsen und zerrauften, lehmig-schiefrigen Wänden, über die stete

Wässerchen spülen, in fast schwindelnder Höhe zu abschüssigen Bergwiesen, dunkelm Wald und den Gräten des Kernserberges empor. Einsam und wie ein grauer Geist der Vorzeit schaut dort hoch vom schwarzen Tannenbord der sogenannte Heidenturm mit dem uralten Sankt Niklausenkirchlein in die Tiefe. Aber noch viel gewaltiger ragt aus dem Hintergrund, im Senkel der Sachsler und Kernser Höhen, die Gruppe des Geißberges wie eine wohlgeformte und beschirmte Felsenfestung in den blauen Obwaldnerhimmel. Sie gleicht dem Alpsteinmassiv, aber ist mächtiger und geschlossener zu schauen und atmet wirklich nichts als graue Ewigkeit.

So sieht der Ranft mit Kapellen und Bruderklausenhüttchen noch heute aus, und noch heute hört man dort keine andere Stimme als das schwere breite Rauschen der Melchaawasser. Nie habe ich eine schönere ergreifendere Orgel der Natur spielen hören. Alle andern Schweizerbäche, große und kleine, so fein, so klassisch, so heroisch sie singen, bleiben doch immer profane Sänger gegen den ehrwürdigen Choral dieses Bruderklausenflusses. Seine Noten brausen unvergeßlich durch meine Seele.

Bis an den Ranft ist mir der gütige Leser vielleicht mehr oder minder willig gefolgt. Wird er es wagen, mit mir auch in den Ranft hinunterzusteigen?

Von Kalvarien und Kreuzwegen.

Nachdruck verboten.

Aus einem Wanderbuch. Von Max Koch, Schaffhausen.

(Schluß).

Nächtlicher Reigen.

Was ist's, daß die erwachende Hand nach Wohllaut verlangt, daß sie der Melodie einer griechischen Form nachspüren möchte oder dem schlanken Mut einer gotischen Bildung? Erkenn ich euch wieder, heimliche Gewalten?

Nacht, Schlaf und Traum, ihr reicht euch die Hände zu einem zaubervollen Reigen um unser Selbst. Was für Macht ist euern Lockungen gegeben! Ihr löst die Seele von Leib und Leben. Ihr führt die Befreite durch alle Räume und gebt ihr wieder die Gewißheit ihrer hohen Abkunft. Alle Grenzen macht ihr vor ihr versinken, laßt sie über Wüsten flattern oder Paradiesen sich wiegen. Ihr macht der nächtlich Wandernden alles zu eigen, sodaß sie überall ist, bei den Sternen sowohl wie auf der Erde. Ihr geleitet sie, daß sie ihre Mutter umarme und davon unsagbare Erinnerung zurückbringe. Ihr gebt der Wiederkehrenden Rätsel mit, daß der Mensch sich daraus ahne und das Ich erbebe vor dem gewaltigern Selbst. Ihr streut die Samen in uns, die am Lichte gedeihen. Ihr seid die Diener der Bestimmung; ihr bereitet im Verborgenen den Willen vor für den Tag. Ihr gleicht dem Schützen, unser Selbst dem Bogen und unser Ich dem Pfeil, der meint, aus eigener Willkür zu fliegen, der doch, vom Bogen geschnellt, dem Willen des Schützen nacheilt, um am zubestimmten Orte aufzuschlagen. Euer ist unsere Freude, euer unser Stolz, euer unser Ueberdruß. Ihr seid die großen Helfer des Lebens und dennoch des Todes so beredte Freude.

So berauschen uns eure leisen Worte, wenn ihr uns nächtlich Entrückte umtanzt. Mohnblumen duften in die liebliche Szene, und Saitenspiel weht verworrenes Geheimnis aus Grenzenlosigkeiten hinein.

Toter Freund.

Heute, weil es schön und regnerisch, ging ich nach S. hinüber, das Grab eines Freundes zu sehen. Auf dem Hinwege erinnerte ich mich an einen Spaziergang mit dem damals noch Lebenden. Wir sprachen über Trauer und Tod.

„Wir glauben immer," sagte er, „daß wir einen Toten betrauern als einen, den das Schicksal erreicht hat. Bemitleiden wir aber nicht viel mehr uns als die, welche verloren haben? Denn inwiefern ist jener zu beklagen? Insofern er zu beneiden ist. Laß mich dir über den Tod reden und verzeih: der Tod gehört zu den wichtigsten Dingen, über die man nicht wenig genug reden kann. Er ist ja weder Glück noch Unglück, eben Nichtssein, Nichtsein. Wir, die Lebenden, vergessen immer, daß er dem Toten mehr bedeutet als uns das